

GÜTERS DIE
LOHERVISION
VERLAGSEINER
HAUSNEUENWELT



Konstantin Wecker

**Der Klang
der ungespielten Töne**

Roman

GÜTERS DIE
LOHERVISION
VERLAGSEINER
HAUSNEUENWELT



Vorwort

zur Neuauflage des Romans
Der Klang der ungespielten Töne

Michael Dangl

Von all den wundersamen Verwandlungen des Künstlers Konstantin Wecker ist die in den suchenden, irrenden und zuletzt findenden Anselm Cavaradossi Hüttenbrenner vielleicht die wundersamste. Dass es eine Verwandlung ist, dass der Autor seiner Figur mehr geliebt hat als seine Berufung zur Musik, weiß jeder, der mit Weckers Welt und Vita durch seine anderen Bücher oder so manche Erzählung in Konzerten und Interviews vertraut ist. Das Elternhaus, der singende, schreibende und malende Vater, das gemeinsame Singen mit ihm, die Liebe zum Klavier und zum Melodienreichtum Puccinis sind äußerlich klar zu erkennende Deckungen oder Überlagerungen. Weniger offenkundig verhält es sich mit den späteren Lebenswegen von Autor und Figur, denn die, der konstantinische und der anselmhafte, gehen – scheinbar – diametral auseinander.

Waren es bei Wecker von Anfang an die eigene Stimme, die eigene Weltsicht in eigenen Gedichten und Liedern, mit der er sich sein Publikum gewann, gerät der junge Mann im Roman auf seinem Weg der

Suche nach künstlerischer Orientierung in die Fänge einer geist- und seelenlosen Kommerzwelt, die Musik als Ware und den Künstler im besten Fall als Quotenbringer versteht. Dieser Welt hat sich Konstantin Wecker nie verschrieben, mit keiner Zeile und keiner Note seines umfangreichen Werks. So verschlungen seine Lebenswege manchmal auch waren, in seinen Gedichten und in seiner Musik hat er nie gelogen. Anselm lügt von einer gewissen Zeit an nur mehr so lange, bis der Künstler in ihm, zu Tode verletzt und verleugnet, vernichtet scheint: Anselm »kann« nicht mehr Klavier spielen, er hat den Zugang zu seinem künstlerischen Schatz *verspielt* mit falschen Tönen, falschen Idealen und einem falschen Leben.

Sein Schöpfer, der seit Jahrzehnten gegen Lügen und gesellschaftliche Deformationen ansingende, anschreibende Konstantin Wecker, spricht da über etwas, das er *als Gefährdung* aus eigener Erfahrung kennt. Er weiß sehr genau, worüber er schreibt, denn als Komponist so vieler Filmmusiken musste er der Filmwelt, die aus der Musik eine Industrie machen möchte oder gemacht hat, auf die Schliche kommen. Nur: Er wusste, wofür er zu kämpfen, was er zu verteidigen hatte, welchen Forderungen nachzukommen war – und welchen nicht. Wo er auftreten wollte – und wo nicht. Doch war das alles von vornherein festgelegt? Welche Faktoren genau sind es, die uns diesen einen Weg gehen und alle anderen links liegen lassen? »Denn mich führen auf meiner Reise / zum Verstehen viele Gleise«, heißt es in einem Wecker'schen Gedicht. In der Behauptung des nach außen erfolglosen, gescheiterten Hüttenbrenner (schön, dass durch diese Namensgebung die Welt Franz Schuberts mitklingt)

zeigt Wecker uns (und sich?), »wie es auch hätte sein können«, wie es zum Teil vielleicht auch *war* – ohne dass gewisse leidvolle Verästelungen den Lebensbaum *als ganzen* am Blühen und Grünen hindern konnten. Der Rückzug, die Selbstisolation, das Geächtetwerden und eine Art von »Schuld« im gesellschaftlichen Sinn ... es sind dunkle Bereiche seines eigenen Werdens, die der Schöpfer sein Geschöpf durchwandern lässt. Und »Auf der Suche nach dem Wunderbaren« (ein Liedtitel), das war der Wecker von klein auf, das ist er an seinem 70er, aus dessen Anlass dieses kostbare Buch wiederaufgelegt wird, und das wird er immer bleiben – obwohl man seinem »Suchen« manchmal, und in letzter Zeit immer öfter, Züge eines »Findens«, wenn nicht gar »Gefundenhabens« abzulesen meint. Allein die Figur des mystischen, charismatischen Philosophen und Musikvermittlers Karpoff, für die es kein reales Vorbild im Leben des Autors gibt, machen den Roman, abgesehen von seiner fulminanten Sprache, zu einem literarischen Glücksfall. Auch mit Karpoff blicken wir ja auf eine Weckerfacette, und eine, die nicht zum gängigen Bild des lebensfrohen, das pralle Leben liebenden Liedermachers gehört: der Stille. Der Meditative. Der Weise. Der Einsame. Der Mönchische. Der sich Verweigernde.

Vielfach sind auch die Wege, die das Buch seit seinem ersten Erscheinen genommen hat. Aus der Dramatisierung, zu der mich Konstantin Wecker ermutigt hat, wurde später ein Filmdrehbuch und, jüngste meiner Metamorphosen des »Klang« – Romans, die Konzertfassung für drei Sprecher, Cello und Orchester, eine erste Begegnung auf der Bühne zwischen ihm, dem Autor, und mir, dem Bearbeiter und Darsteller

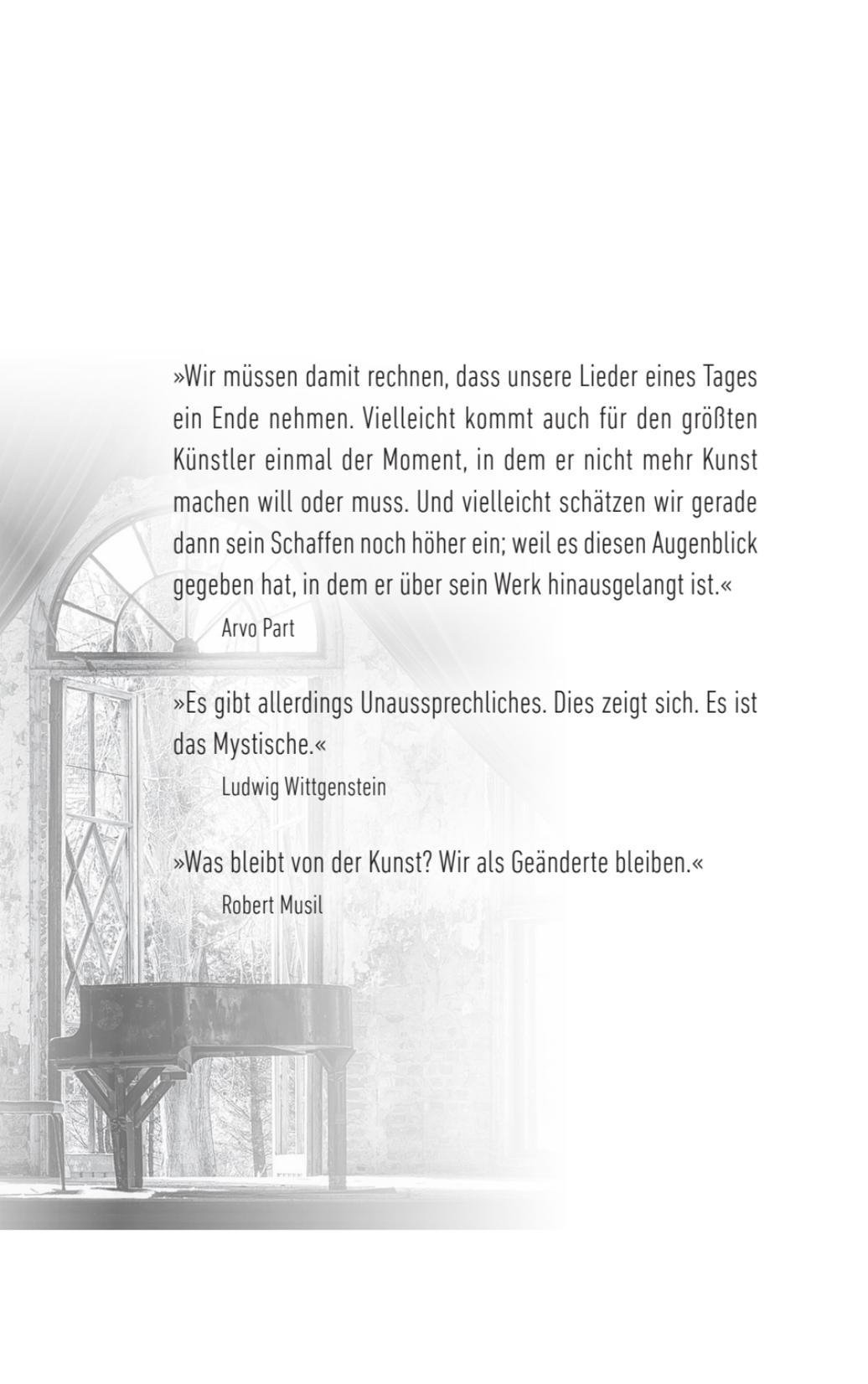
des Anselm, in der Uraufführung im Staatstheater am Gärtnerplatz, München.

Konstantin Wecker, der wann immer es ging, gegen Unrecht und Menschenverachtung aufgeschrien und uns damit so viel Mut gemacht hat, lässt im »Klang der ungespielten Töne« tief in seine Künstlerseele blicken, zeigt uns Verletzlichkeiten, Abgründe, Ängste, und macht uns auch damit vor allem wieder eines: Mut. Denn was muss es bedeuten, wie Anselm die Welt der Töne, des Lärms, der Geschwätzigkeit und damit auch jeglichen Ehrgeizes hinter sich gelassen und dafür die Welt der Stille, der Absichtslosigkeit und Spiritualität betreten zu haben? »Es sind nicht immer die Lauten stark«, hat Konstantin Wecker oft am Ende eines Konzerts ganz vorne an der Rampe, ohne Mikrofon, in sein Publikum und in dessen Herzen hinein gesungen. Wir müssen uns, um einen berühmten Schlusssatz zu variieren, wir müssen uns den leisen, bei sich angekommenen Anselm Cavaradossi Hüttenbrenner als einen starken, zu seinen Schwächen stehenden glücklichen Menschen vorstellen.

Und das wünschen wir auch seinem geistigen Vater, der, nachdem er uns mit so vielen Melodien, Gedichten und Klängen beschenkt hat, in diesem Roman mit einem neuen Reichtum überrascht: dem Ende der Lieder, dem Verstummen des Worts und dem wunderschönen, un-erhörten Klang der ungespielten Töne.

Michael Dangl, Juni 2017

Meiner Mutter und dem Andenken meines Vaters



»Wir müssen damit rechnen, dass unsere Lieder eines Tages ein Ende nehmen. Vielleicht kommt auch für den größten Künstler einmal der Moment, in dem er nicht mehr Kunst machen will oder muss. Und vielleicht schätzen wir gerade dann sein Schaffen noch höher ein; weil es diesen Augenblick gegeben hat, in dem er über sein Werk hinausgelangt ist.«

Arvo Part

»Es gibt allerdings Unaussprechliches. Dies zeigt sich. Es ist das Mystische.«

Ludwig Wittgenstein

»Was bleibt von der Kunst? Wir als Geänderte bleiben.«

Robert Musil

Ich habe mich verloren und doch alles gewonnen.
Nun, da ich mich all dessen entledigen konnte, womit
und wofür ich mein Leben lang gelärmt habe, hier, mit-
ten im Trubel der Stadt, begegne ich der Stille.

Als hätte ich nie zuvor einen wirklichen Ton ver-
nommen, höre ich.

Schwingungen, die wie Worte donnern, Wellen,
die zu Räumen werden, jetzt endlich lausche ich den
Dingen zu und ihrem unwiderstehlichen Klang.

Dem Klang einer nicht abgespülten Kaffeetasse
zum Beispiel. Kein Missklang, wie man vermuten
könnte, sondern ein zierlicher D-Dur-Akkord, ein hin-
gehauchtes Dankeschön, wofür auch immer sich diese
Tasse bedanken möchte.

Oder dem Gezwitscher zerstreuten Salzes auf dem
Tischchen neben der Spüle, dem gelangweilten Gemur-
mel verschütteten Rotweins neben dem Bett – es ist
ein Klingen in den Dingen und eine zarte Höflichkeit,
die ich bei den Menschen oft vermisste.

Ich höre aus dem Fenster, und mir wird schwinde-
lig ob der verzweifelten Gesänge der Menschen, Tiere
und Häuser. Hinter der angestregten Fröhlichkeit
lauert ein ostinates Klagen. Schmerzensschreie verber-
gen sich hinter den scheinbar fröhlichen Rhythmen,
die einem aus den Eingeweiden der Stadt entgegen-
quellen.

Und erst der Tonfall der geschwätzigten Leute!

Klänge, die man wechselt wie das Gesicht, je nach dem Gegenüber und der Wichtigkeit der Lügen eingefärbt, kaum ein warmer Ton, nur grell getünchte Stimmfarben, hektisch oszillierende Obertöne, alles so unglaubwürdig, so vergänglich.

Wie unvergänglich ist dagegen ein ehrlich in die Welt gestelltes Wort, ein unverhülltes Leid.

Und so höre ich endlich hinter den Laut, und weil ich höre, sehe ich, und weil ich sehe, weiß ich mich verbunden mit allem, was tönt.

Meiner Mutter wäre es fast gelungen, derart zu hören. Sie, die alles mit dem Herzen zu verstehen suchte, hatte immer schon ein tiefes, inneres Hören, mit dem sie die Welt zu erfassen hoffte. Obwohl sie selbst kaum einen wirklich wohlklingenden Ton zu singen vermochte, war ihr ein wunderbares Gespür für die menschliche Stimme eigen, ein Gespür, das sie dann unbesiegbar und für immer in die Arme meines Vaters treiben sollte.

Valentina Brandstätter war die Tochter eines gestrengen und moralisch untadeligen Oberregierungsrates, der sein autoritäres Wesen einmal im Monat der holden Kunst zuliebe hintanstellte – als Bratscher im Quartett der höheren Beamten der bayerischen Landesregierung.

Doch seine Liebe zur Kunst war nicht mächtig genug, das feste Gefüge seiner Vorstellungen von den gesellschaftlichen Pflichten einer Regierungsratstochter zu erschüttern. Demzufolge bereiteten ihm die Versuche meiner Mutter, die Enge der Höheren-Töchter-Klavierlektionen mit ihrem fulminanten Talent zu sprengen, schlaflose Nächte.

Aber große Begabungen bahnen sich bekanntlich ihren Weg, und Valentina hätten auch Legionen verbeamteter Kunstliebhaber nicht aufhalten können.

Sie stürzte sich in Bartók und Ravel, anstatt sich an Clementi-Sonatinen zu delectieren, und Großva-

ters Widerstand beschränkte sich, spätestens nach dem umjubelten Auftritt seiner zwölfjährigen Tochter in einem der Kantine der Landesregierung angeschlossenen Konzertsaal, auf einige spitze Bemerkungen.

Ob sie eine wirklich große Pianistin geworden wäre, wage ich allerdings nicht zu beurteilen.

Das männlich Burschikose, das ihrem Aussehen und vor allem ihrem jedermann vorauseilenden Gang eine so unverwechselbare Note gab, bestimmte nämlich auch ihren Anschlag und beschränkte so die Ausdrucksvielfalt ihrer Interpretation. Es schien fast, als versuche sie mit jedem Ton den Vorstellungen ihres Vaters zu entfliehen. Nichts Mädchenhaftes sollte ihrem Klavierspiel anhaften, nichts Verzärteltes, und damit verbannte sie eben auch jede Zartheit aus ihren musikalischen Auslegungen und verschloss ihr Inneres vor den Menschen und sogar vor der Musik.

Schon bald hätte ein einfühlsamer Lehrer eine Verbindung zwischen ihrem liebevollen Wesen und ihrer aggressiven Energie im Klavierspiel schaffen müssen, denn diese barbarische Wildheit, die dem Wunderkind gut anstand und begeistert vom Publikum aufgenommen wurde, hätte der erwachsenen Virtuosa berechtigterweise Kritik eingetragen.

So weit allerdings sollte es nicht kommen. Knapp achtzehn Jahre alt, opferte sie ihre Karriere dem samtenen Timbre meines Vaters und ein wenig wohl auch seinen feinen Gesichtszügen, in denen einige Damen damals die angeblich überirdische Schönheit des verbliebenen Leinwandgottes Rodolfo Valentino widerspiegelt sahen.

Ich habe nie von ihr gehört, dass sie diese Entscheidung bereut hätte.

Trotzdem scheint sich in ihrem Unterbewusstsein etwas festgesetzt zu haben, was dann einige wenige Male umso überraschender und unverblümt zum Ausbruch kam.

Unvergessen bleibt mir jener frisch verschneite Dezembernachmittag, als ich, nach langem Klavierüben schon recht genervt, den ersten Satz von Brahms F-Moll-Sonate zugegebenermaßen schluderig und lustlos anspielte.

Ich war gerade mal zwölf Jahre alt und wollte raus zum Schlittensfahren, die Schneeballschlacht vor meinem Fenster war durchaus inspirierender als die für Kinderhände viel zu weiten Akkorde des schwermütigen Hamburgers, als Mutter, schrecklich schön wie Nemesis, ins Zimmer stürzte, mir die Hände von den Tasten riss und mich anbrüllte:

»Dass du mir nie mehr wieder, nie mehr wieder in deinem ganzen Leben so die Musik beschmutzt. Jeder Takt ist einzig. Jeder Augenblick des Klavierspielens ist heilig.«

Sie war zornesrot im Gesicht und ich hatte zum ersten Mal in meinem Leben Angst vor ihr.

Natürlich hatte sie mich schon öfter angeschrien, manchmal sogar geohrfeigt, aber dieser ungewohnt pathetische, ihr so gar nicht angemessene Ausbruch – und das spürte ich trotz meiner Jugend ganz genau – hatte etwas Existenzielles. Das war der Aufschrei der Künstlerin, die ihr Künstlertum um ihrer Liebe willen unterdrückt hatte.

Warum nur?

Vater war nicht der Mann, der Unterordnung forderte, im Gegenteil, er erfreute sich an selbstständigen Menschen mehr als an Heuchlern, die er meistens im

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Konstantin Wecker

Der Klang der ungespielten Töne

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 160 Seiten, 12,5 x 20,0 cm
ISBN: 978-3-579-08660-6

Gütersloher Verlagshaus

Erscheinungstermin: Oktober 2017

»Nichts ist zu vergleichen mit den Freuden der Bescheidenheit nach einem Leben allmächtigen Wahns.« (Konstantin Wecker)

Auf seiner Suche nach der Wahrheit der Musik droht der junge talentierte Musiker Anselm Cavaradossi sich selbst zu verlieren. Weder Blues noch Rock 'n' Roll noch die Begegnung mit dem geheimnisvollen Lehrer Karpoff vermögen seine Sehnsucht zu stillen. Enttäuscht gerät er in die Fänge des Musikbusiness: Partys, falsche Freunde und die Ehe mit einer Frau, die er nicht liebt. Erst die Cellistin Beatrice öffnet ihm die Augen ...

Mit der Sinnlichkeit, die auch seine Lieder unvergessen macht, erzählt Konstantin Wecker von Träumen, zerstörten Illusionen und von der Kraft der Kunst, das Leben zu verwandeln.



[Der Titel im Katalog](#)